

Michael Seelig, Alltagsadel. Der ehemalige ostelbische Adel in der Bundesrepublik Deutschland 1945/49–1975 (Adelswelten, Bd. 3), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2015, 591 S., geb., 79,90 €.

Kriegsniederlage, sowjetische Besatzung, Bodenreform und repressive »Junker-Politik« der DDR zerstörten die Grundlagen des altpreußischen Adels als führende wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Klasse. Durch Vertreibung und Flucht, Demütigung und Gewalt verloren diese Adeligen ihre vertraute Lebensumwelt. Ihre Rolle als historisch relevante Akteure schienen sie am Ende der 1940er-Jahre ausgespielt zu haben.

Eckart Conze hat wiederholt auf die erstaunlich spannungsfreie Integration dieses – nun nur noch an Zahl bedeutenden – Adels in Demokratie und Gesellschaft der Bundesrepublik hingewiesen. Einen eigenständigen, nachhaltigen Beitrag dieses Adels zu Aufbau, Struktur und Wandel Westdeutschlands, auf welchen konkreten Handlungsfeldern auch immer, vermochte er dagegen nicht zu erkennen. Michael Seelig geht mit seiner ambitionierten, nicht leicht zu lesenden, auf hohem Niveau argumentierenden, in vielem aber auch problematischen Studie, wie schon der Titel »Alltagsadel« anzeigt, von Conzes nüchternem Befund aus, will sich jedoch von diesem gerade erst erschlossenen weißen Forschungsfeld nicht vorschnell verabschieden. Aber wie konzipiert man dann eine Geschichtsschreibung, die diesen Adel »über die Zäsur von 1945/49 hinaus als historischen Gegenstand ernst nimmt«? Seelig schreibt in seiner Studie diesem Adel einen erzwungenen, völligen »Neubeginn« zu: eine problematische Prämisse, die Kontinuitäten von vornherein marginalisiert.

Brutal aus seiner jahrhundertealten Lebenswelt herausgerissen, weit über Westdeutschland verstreut, mittellos und ungesichert, mussten sich diese »Ostelbier« an fremden, ganz überwiegend städtischen Ankunftsorten, die ihren hergebrachten Selbstbildern und Handlungsroutrinen nur wenig Halt gaben, Orientierungen und Verhaltensweisen erarbeiten, die ihrem neuen Umfeld angemessen waren. Konnten sie, so die Leitfrage der Studie, aus den Trümmern, die sie aus ihrer ostelbischen Lebenswelt in den Westen gerettet hatten, überhaupt noch ein neues Bewusstsein adeliger Besonderheit und Gemeinsamkeit, wie reduziert auch immer, »erzeugen«, das sie befähigte, sich selbst weiterhin als Adel zu verstehen, zu erkennen und gegenseitig erkennbar zu machen? Oder verflüchtigte sich ihre durch Flucht und Vertreibung »raumlos« gewordene Adelsidentität der Vorkriegsjahre in ein zusammenhangloses, realitätsfernes Patchwork von Bedeutungs- und Verhaltensrelikten, so dass diesem Adel nur noch einige wenige Jahre scheinadeliger Existenz verblieben? Michael Seelig setzt, gestützt auf Aussagen Eckart Conzes und Monika Wienforts zur »Einhausung«, »Privatisierung« und Fortexistenz dieses Adels als »Weltanschauungsbesitzer«, auf die Möglichkeit einer erfolgreichen »Neu-Erzeugung«, der Erfindung eines neuen adeligen Selbst als Kollektiv wie als Person, die er mit einer kulturwissenschaftlich-konstruktivistischen Theoriearchitektur zu entschlüsseln und zu belegen sucht. Der Prozess, mit dem sich der ostelbische Adel der Vorkriegszeit in einen bundesrepublikanischen verwandelte, war in Seeligs Sicht dann real und gelungen, wenn die von diesem Adel kommunikativ als adelig erarbeiteten neuen Werteketten, Wahrnehmungsweisen und Denkmuster, sich in eine damit »korrespondierende«, genuin adelige Lebenspraxis umsetzen, die sich – wie begrenzt auch immer – ihren eigenen »Raum« schuf und dort eine soziokulturelle adelige Teilidentität, einen Rest an Adeligkeit auslebte. Kurz: Dieser Adel ermächtigte sich, indem er neue, seinem Ankunftsort und seiner neuen Lebenslage entsprechende Sinnstiftungen in neue Wahrnehmung, neues Selbstverständnis, neue Praxis und im Ergebnis in eine neue, nun bundesrepublikanische, aber weiterhin adelige Lebensform verwandelte, aus sich selbst heraus, also quasi autonom, zum Träger einer neuen *praktikablen* »adeligen Identität« (S. 521).

Der Band gliedert sich, diesem Ablauf folgend, in eine weit ausgreifende Einleitung und drei Großkapitel (mit jeweiligen Zwischenresümees), an die sich - statt eines Schlussresümees - eine gleichermaßen weit ausgreifende »Schlussbetrachtung« anschließt.

Die Einleitung erläutert zunächst die Ziele der Studie und rechtfertigt deren Vordringen in einen Zeitraum, der bisher für die Adelforschung terra incognita war. Seelig verzichtet weitgehend darauf, sein Thema in die leitenden Fragestellungen unseres Fachs zur Geschichte der Bundesrepublik einzubinden.¹ Stattdessen nur der karge Satz: Die Geschichte des Adels [sei] »ein Bestandteil der deutschen Geschichte nach 1945 wie die Geschichte jeder anderen Gruppe« (S. 11). Als Gegenstand der Studie wird im Anschluss daran der ostelbische Adel der mecklenburgischen und preußischen Regionen östlich der Elbe bestimmt, ein Adel mit einer bis 1945 gleichartigen, jahrhundertelangen Verankerung im herrschaftlich und patriarchalisch organisierten Großgrundbesitz und einem seit 1945 gemeinsamen neuen Erfahrungskern, der seiner Arbeit an neuen Selbsteutungen und neuem kollektiven Selbst den Antrieb, die Richtung und die Ideen geliefert hat: der schockierende Verlust des bis 1945 »maßgeblichen Bezugspunkts ...[seiner] adeligen Identitätsbildung« (S. 15).

Nach der überzeugenden Begründung einer zeitlichen Begrenzung der Studie auf die Jahre bis 1975 und einem ersten entschiedenen Bekenntnis zu seinem kulturwissenschaftlichen Zugriff auf den Gegenstand Adel (in betonter Abgrenzung vor allem zu »analytischen Konzepten der sozialen Lage«, S. 23), stellt Seelig das theoretische Grundkonzept seiner Untersuchung vor: ein analytisches Gebäude, das er aus einer Vielzahl »perfekt anschlussfähiger« Theoriebausteine philosophischer, sprachphilosophischer, soziologischer etc. Provenienz, aus deren Kernthemen, Begriffswelten und methodischen Anleitungen aufbaut. Im Zentrum der so entstehenden und für das Ziel der Studie »hervorragend geeigneten« (S. 28, 434). Untersuchungs-Architektur stehen die Strukturkonzepte Michel Foucaults zur Re-Konstruktion der systemischen »Erzeugung« von kollektiven und personalen (»Subjektivierung«) Weltansichten, Sinn- und Ordnungsvorstellungen, kurz: der Identität von Gruppen und Einzelnen durch Diskurse, Praktiken und nicht zuletzt Infrastrukturen (»Dispositive«), die diese ermöglichen und als »Akteure« mit zur Selbsterfindung beitragen. Dieser Werkzeugkasten zur Analyse der Integration des ostelbischen Adels in die bundesrepublikanische Gesellschaft wird vom Autor sicher, umfassend, belesen und anmerkungreich vorgestellt. Der Leser fragt sich allerdings, warum er mehr als fünf Druckseiten zum Theoriemodell der Studie lesen muss, wenn das hier ausgebreitete Wissen doch »mittlerweile zu den Standards des sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeitens« (S. 21) gehört, er andererseits aber auf die Erklärung der von Seelig angekündigten Arbeitsmethode einer detaillierten »analytischen Beschreibung« vergeblich wartet.

Der für die Untersuchung relevante Stand der historischen Adelforschung wird im Unterschied dazu, da nur wenig entwickelt, schnell resümiert: Eckart Conzes These der Einhausung, Monika Wienforts These einer weitgehenden Privatisierung des Adels nach 1945 und ihr wichtiger Hinweis auf das Privatrecht (vor allem Namensrecht, Haus- und Vereinsrecht), das die Re-Stabilisierung dieses Adels auch nach 1949 weiter entscheidend gestützt hat. Dazu die von Josef Matzerath für das 19. und frühe 20. Jahrhundert weiterentwickelten analytischen Konzepte einer fortschreitenden Erosion der politischen, ökonomischen und sozialen Machtgrundlagen des Adels, der *Entkonkretisierung* seines Anspruchs auf Besonderheit und seines Rückzugs auf die Funktion einer *Erinnerungsgruppe*, sowie, als eine Art Brückenkonzept, das Kulturmodell der *Adeligkeit*, das Seelig etwas überraschend einer Arbeit des historischen Ethnologen Wolfgang Kaschuba, damals Mitglied des Bielefelder Bürgertumprojekts, zuschreibt.

Was die *Quellengrundlagen* dieser Studie angeht, so spricht Seelig zwar von einem »umfangreichen Spektrum an Quellen«. Doch dominieren in seinem Quellenkorpus unübersehbar die Bestände des

¹ Es sei denn, man sieht in Seeligs etwas irritierenden, aus seiner konstruktivistischen Leitperspektive ein Stück weit heraus fallenden Auseinandersetzung mit Eckart Conzes Vermutung einer »behutsamen«, »nachholenden Verbürgerlichung« dieses Adels (S. 330) eine solche Einbindung. Hier führt der Weg Seeligs über das Konzept der »Verbürgerlichung«, zu dem es für die Jahre nach 1945 allerdings noch keinen hinreichenden Forschungsstand gibt, mit dessen Hilfe es möglich wäre, den Adel als verbürgerlicht zu bestimmen, zu einer »Ver-Mittelschichtung« (S. 330-332), wobei Seelig hier auf eine Klärung dieses vieldiskutierten sozialwissenschaftlichem Begriffs gänzlich verzichtet, zumal »der Forschung noch nicht klar ist, worin die Bürgerlichkeit der Mittelschicht konkret bestand« (S. 143). Von dort geht es weiter zu »Zivilgesellschaft« und »Zivilcourage« (S. 343 - 345), die zu einer Feststellung von Verbürgerlichung aber nicht brauchbar sind, weil diese Tugenden inzwischen »popularisiert« sind, also alle besitzen, und endet in der Schlussbetrachtung (S. 534) schließlich beim hier erstmals eingeführten Konzept des Adels als eines »sozialen Milieus«, allerdings wohl des einzigen in der Bundesrepublik, in dem der Zugang durch das Geburtsprinzip beschränkt wurde. Zum Abschluss dann endlich noch als Extra ein Forschungsansatz für eine eigene, ergiebige Studie zur Überprüfung der Conzeschen These (S. 332).

Marburger Adelsarchiv: Familiennachrichten, Familiengeschichten, Rundschreiben der Adels- und Familienverbände, Protokolle der Familientage, Beiträge zum Deutschen Adelsblatt oder Adelsarchiv, Korrespondenzen einzelner Adliger mit der Redaktion des Gotha etc. Qualitative Quellen, insbesondere Autobiografien und Memoiren, werden im Literaturverzeichnis zwar in großer Zahl angeführt, in diese Studie aber, wegen deren Fokussierung auf Gruppenprozesse, nur sporadisch eingebracht und als Quelle unter der hier leitenden Fragestellung nicht systematisch ausgewertet. Sogenannte Ego-Dokumente wie Tagebücher, private Briefwechsel und Erfahrungsberichte werden vom Autor dagegen so gut wie gar nicht herangezogen.

Die *Quellenkritik*, insbesondere die Überlegungen Seeligs zur Aussagekraft, zur Reichweite und zu den Grenzen seiner Hauptquellen, bleibt angesichts seines komplexen Analyse-Instrumentariums erstaunlich bescheiden. Er charakterisiert diese Quellen als »offiziös«, klärt aber nicht, was das für sein Vorhaben bedeutet. Erst im Schlusskapitel (S. 472f.) erfährt der Leser zum Beispiel, dass sich das »Adelsblatt« als »grundsätzlich unpolitisch« verstand und diesbezügliche Debatten »kurzerhand« unterband, und dass eine ähnliche Harmonieerwartung auch die »Medien der Familiennachrichten« bestimmte. Der Bereich des »Nicht-Sagbaren«, die adelige Kultur des Beschweigens, wird hier zwar wahrgenommen, aber als Forschungsthema sofort wieder zugedeckt. Trotz günstiger Möglichkeiten, mit Unterstützung des Deutschen Adelsarchiv Kontakte zu ehemals ostelbischen Adelsfamilien aufzunehmen, wurde bewusst auf Interviews verzichtet, weil diese, so die lakonische Einschätzung des Autors, für »eine historische Arbeit dieser Art nicht geeignet« sei (S. 40). Weitere wichtige Felder der adeligen Sprech-Kultur, des »Erzählens« in intimem und des gegenseitigen Informierens und Abstimmens (wie in der NS-Zeit über die Person Hitlers) in vertrautem Kreise, geraten dagegen erst gar nicht in seinen Blick.

Ein zweites Beispiel: Was die Reichweite und Wirkung dieser »offiziösen« Adelskommunikation angeht, so wird zwar auf die sehr niedrige Auflagenzahl der beiden Adelszeitschriften und – allerdings erst im späteren Text – auf den niedrigen Organisationsgrad sowie die geringen Teilnahmequoten der Familienverbände bzw. Familientage hingewiesen. Aber schon mit seiner Frage, wie viele dieser adeligen Familien oder Gesamtfamilien im Untersuchungszeitraum überhaupt in Verbänden organisiert waren und damit an den dort ablaufenden Diskursen teilnahmen, wird der Leser wieder allein gelassen.² Weitere quellenkritische Fragen, die Seelig nicht einmal aufwirft, lauten: Wer schreibt oder spricht hier? Aus welchen adeligen Lebenskontexten und Erfahrungshintergründen (Gutsbesitzer, Offizier, Beamter, Publizist etc.) heraus ist der Beitrag entstanden? Wie viele und welche Beiträge hat er in diesen Diskurs eingebracht? Welches Gewicht hatte er als Meinungsträger im Adelsverband, im Familienverband oder auf den Familientagen? Wie oft und auf welchen Wegen wurde ihm von wem geantwortet? Welchen weiteren Weg nahmen seine Vorschläge innerhalb des ostelbischen Adels? Wer hat diese Texte wie gelesen? Wie ernst wurden sie genommen? Im Text findet der Leser im Gegensatz zu solchen abschließenden Fragen lediglich nahezu bedeutungsleere Namen und einige kaum belastbare generelle Aussagen.³ Überraschend auch, dass hier weder gefragt wird, welche anderen Orte des Meinungsaustauschs diesem Adel jenseits der vom Verfasser präferierten offiziösen Kommunikationsmedien zur Verfügung standen und welche anderen Quellenbestände sich für diese Studie ebenfalls noch angeboten hätten.

Im Grunde zieht sich Seeligs Quellenkritik, von der Einleitung ausgehend, durch den gesamten Text. Denn immer wieder sieht er sich gezwungen, die von ihm theoriegeleitet aufgeworfenen Fragen mit dem Hinweis auf seine prekäre Quellenlage unbeantwortet zu lassen.⁴ Zu vorsichtiger Abwägung verleiten ihn diese Einsichten, wie die starken Schlussbefunde seiner Arbeit zeigen, gleichwohl nicht.

² 2009 gab es zum Beispiel in der Bundesrepublik bei ca. 80.000 Adligen, knapp 80 Familienverbände; für das Deutsche Adelsblatt nennt Seelig für seinen Untersuchungszeitraum eine maximale Auflage von 3500 Exemplaren.

³ So auf S. 385: »So gehörte es für manche Individuen zu einem zentralen Bestandteil von Adeligkeit, Familiennachrichten zu lesen und zu schreiben. Das betraf zumindest diejenigen Personen, die in Familienverbänden organisiert waren und rege am Vereinsleben teilnahmen«. Die entscheidende Schwäche der auf Texte, Sprechakte und die *Produktion* von Bedeutung ausgerichteten konstruktivistischen Theorien zeigt sich auch in diesem Buch: die weitgehende Vernachlässigung der Rezeptionsvorgänge, genauer: der Wirkungen dieser Bedeutungen auf die Produzierenden selbst, vor allem aber auf die adressierten anderen.

⁴ Vgl. S. 382, 385f. oder S. 427: »Solange keine weiteren Quellen zur Verfügung stehen ...«. (aber siehe unten, S. 13: es gibt doch solche Quellen, H.R.)

Nun zu der Geschichte, die in diesem Buch »über den ostelbischen Adel erzählt« (S. 543) wird: Auf die Schockerfahrungen der unmittelbaren Nachkriegsjahre reagierte dieser Adel mit einem strikten Rückzug der ihm noch verbliebenen Reste an Adeligkeit in die Privatsphäre, zunächst in seine vier Wände, in den »banalen Alltag« seines Familienlebens, dann, nach einer Phase des Suchens, Sich-Sammelns und wieder Zusammenfindens, in die nach hergebrachten Mustern neu definierte und über Familienverbände, Familientage, Familiennachrichten etc. reorganisierte »Gesamtfamilie« ; und schließlich in die ebenfalls exklusiven Teilöffentlichkeiten der regionalen und nationalen Adelsverbände. Diese hatten seit dem 19. Jahrhundert im Westen Deutschlands mit ihren adelseigenen Einrichtungen wie Adelsarchiven und Adelszeitschriften kontinuierlich und weitgehend unbehelligt weitergearbeitet: zur Sicherung der Außengrenzen zum Nicht-Adel und des internen Zusammenhalts des Adels, vor allem aber zur Anregung und Koordination der Erinnerungsarbeit in Familie und Stand.

Mit diesem durch Geburtsprinzip und Exklusivität abgesicherten Schutzraum, diesem eher erneuerten als neuen Netzwerk, gewann der ostelbische Adel ein eigenes Kommunikations- und Handlungsfeld, das ihm die Möglichkeit bot (und dazu anregte), das durch Vertreibung, Flucht, Zersplitterung und Verstädterung gravierend gestörte gesamtfamiliale Vertrauen, ein erneuertes Wir-Gefühl und neuen Zusammenhalt aufzubauen. Im Rückgriff auf das stark geschrumpfte Reservoir seiner (tatsächlich oder vermeintlich) eigenen adligen Werte, Verhaltensweisen und Zugehörigkeitsprinzipien »erzeugte« er hier, gestützt auf die Organisationspotenziale von Familie und Stand und die ihm seit jeher verfügbaren Kulturtechniken des Schreibens, Lesens, Redens und der souveränen Konversation nutzend, in einem foucaultschen Diskurs einen modifizierten, im Kern aber neuen Selbst-Entwurf als ehemaliger ostelbischer Adel, der seinem neuen gesellschaftlichen Umfeld angemessen war, an den er zunehmend glaubte und den er in seinen eigenen, durch Privatheit und Exklusivität geschützten Rückzugsräumen in eine zeitgemäße adelige Lebensform umsetzte, die den Neustart in die bundesrepublikanische Gesellschaft möglich und – so Seeligs Resümee – auch erfolgreich machte. Als Felder, in denen er seinen neuen Selbst-Entwurf in »korrespondierende« Handlungsmuster umsetzte, die sein Adligsein auf neue Weise fundierten, identifiziert Seelig – wenig überzeugend, da nur sehr begrenzt neu – zum einen die Familie und zum anderen die memoria. Ins Zentrum der Studie rücken so ein erneuerter, belastungsfähiger Familiensinn und als dessen Grundlage eine deutlich intensivierte und erinnerungstechnisch elaborierte familiäre wie gesamtfamiliale Erinnerungsarbeit.

Den prägenden Wirkungen der bundesrepublikanischen Politik, der gesellschaftlichen Machthierarchien, der Medien- wie Berufswelten quasi ungeschützt ausgeliefert, gewann dieser Adel eine umfassend erneuerte Identität, innerhalb derer er sich, begrenzt auf die Rückzugsräume von Familie und exklusiven Adelskreisen, eine im Vergleich zu früher nur noch schwache, massiv weiter entkonkretisierte Adeligkeit bewahrte, die ihm aber in den ausgegrenzten Handlungsräumen der Familie und der Erinnerungsarbeit weiterhin eine Existenz als Geburtsadel und, wenn auch nur *entre nous*, ein entsprechendes besonderes Ansehen sicherte: »Der Glaube an sein adeliges Wesen wurde wieder zur unangewandelten Gewissheit.« (S. 545). Als Erinnerungsgruppe und Gruppe eigenen, kulturell begründeten Zusammenhalts wurde er so zu einem der vielen in der Bundesrepublik Deutschland nebeneinander lebenden »sozialkulturellen Milieus«. Der ostelbische Adel, so die Kernsätze der Schlussbetrachtung, war nach 1945 »ein integraler Bestandteil der westdeutschen Gesellschaft« (S. 532), »schlicht und ergreifend ein gewöhnliches soziales Milieu«, »ein normales Phänomen der damaligen Gesellschaftsordnung« (S. 534), so »wie der Adel in der Bundesrepublik überhaupt: es braucht kein Narrativ erfunden zu werden, das vermeintlich nur auf den ostelbischen Adel zutrifft« (S. 546).

Das sind starke, vor allem stark generalisierende Schlussätze einer Studie, die auf beeindruckender Kenntnis der Theorie-Literatur, einem umfangreichen, allerdings nur wenig tief greifenden Quellenkorpus, aufwändiger Quellenarbeit sowie hohem Einsatz an Theoriewissen und methodischer Kompetenz beruht, aber beim Lesen, vom Anfang der Lektüre an, Unbehagen und wachsende Zweifel am Ergebnis weckt. Das liegt vor allem daran, dass dieser Band von knapp 600 Seiten im Grunde aus zwei oder mehr Büchern besteht: Zum einen deshalb, weil Michael Seelig die historische Adelforschung, die in Deutschland schon seit ihrem Aufstieg in den 1980er/90er-Jahren entschieden theorie- und methodenorientiert arbeitet, in diesem Buch bewusst auf eine einsame Spitze treibt. Er sichtet, prüft kritisch und nutzt fast alle theoretischen und methodischen Zugriffe, die bisher in diesem Forschungsfeld für das 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert erarbeitet und erprobt worden sind. Im Grunde schreibt er

so für diesen Zeitraum einen veritablen Forschungsbericht zur historischen Adelforschung, der sich über den gesamten Text ausbreitet. Andererseits entsteht hier, ebenfalls das ganze Buch durchziehend, ein auch für sich lesenswertes Kompendium der konstruktivistischen Theoriebildung. Unbehagen und Zweifel entstehen letztlich aber auch deshalb, weil der Autor sich zugleich in stetem missionarischem Gestus dazu verpflichtet fühlt, mit seiner Studie zu beweisen, dass der von ihm präferierte kulturwissenschaftliche, konstruktivistisch-linguistische Zugriff auf die Adelsgeschichte allen anderen, vor allem aber den sozialgeschichtlichen Ansätzen, weit überlegen ist.

Mit dieser doppelt und dreifachen Überlast handelt sich Michael Seelig aber eine Reihe von Problemen ein, die er letztlich nicht zu bewältigen vermag: Probleme der Darstellung und Lesbarkeit, Unklarheiten im Aufbau der Untersuchung, Unsicherheiten, was Reichweite und Validität seiner Befunde angeht, aber auch, wie bei der Quellenkritik, Probleme rein handwerklicher Art: Dazu in Kürze einige Sätze:

Seelig entfaltet die Theoriearchitektur der Studie nur zum geringeren Teil in seiner Einleitung, zum weitaus größeren Teil dagegen im Text, und zwar jeweils zu Beginn des nächsten Untersuchungsschritts. Seinem Theorie- und Begriffsarsenal wachsen so ständig weitere Bauelemente zu. Nicht selten gewinnen deren Präsentationen dabei das Ausmaß - durchaus lesenswerter - Exkurse oder Theorieminaturen. Doch das Problem liegt in deren Zahl: Denn Seelig greift bei der Analyse seines Quellenbestands auf die in sich »anschlussfähigen« Theorien, Begriffswelten und methodischen Vorgaben von über zwanzig Philosophen, Sprachwissenschaftlern, Wissenssoziologen, Kulturanthropologen, Sozialwissenschaftlern etc. zurück, die alle, mal mehr, mal weniger, ihren Raum im Haupttext beanspruchen.⁵ Die Darstellung bewegt sich infolgedessen in ständigem Auf und Ab zwischen einer hoch abstrakt bleibenden theoretisch-analytischen und methodisch-reflexiven Ebene einerseits und der Ebene konkreter empirischer, quellennaher Arbeit andererseits, was den Lesefluss erheblich belastet und nicht selten sogar stört.

Eigentlich wäre es an dieser Stelle der Rezension geboten, die Einzelbefunde dieser an Perspektiven und Gedanken reichen, allerdings nicht immer stringent argumentierenden Studie kritisch zu befragen: Hat sich, wie von Seelig dargelegt, dieser Adel bis 1975 wirklich so schnell und durchdringend demokratisiert? Ist er tatsächlich so problemlos zu einem akzeptierten, kaum mehr kritisch gesehenen, »normalen« Bestandteil der bundesrepublikanischen Gesellschaft geworden? Und falls die Geschichte dieses Adels, wie unterstellt, nur eine weitere Station in seiner langen Folge von alt-neu-Selbstentwürfen war, was war an der zwischen 1945 und 1975 von ihm erarbeiteten Adeligkeit eigentlich wirklich neu, wenn es zum Beispiel im katholischen Westfalen die intimisierte Adelsfamilie in gleicher Funktion schon in der Adelskrise um 1800 gab? Und wie viel Neues steckte zwischen 1945 und 1975 in der damals angeblich »in qualitativer Hinsicht enorm gesteigerten« (S. 478) »ganz anderen Art« (S. 398) adliger memoria, wenn diese in Mitteln und Funktionen weitgehend die - bestenfalls intensiviertere - alte war? Wie konkret, über welche Abläufe, setzten sich hier das von Seelig als neu identifizierte Wahrnehmen und Denken überhaupt in »korrespondierendes« neues familiales und erinnerndes Handeln um? Aber auch Konkreteres: Wurden Berufswahl und Ehegattenwahl, wie hier – ohne jeden sozialstatistischen Nachweis – behauptet (S. 125, 130), nun »anerkannte Normalfälle«, wirklich frei von ständischen und familialen Rücksichten? Was bedeutet es, wenn im Grunde bis heute etwa die Hälfte der Ehen noch innerhalb des Adels geschlossen wurde? Verloren die Rückkehrhoffnungen in diesem Adel wirklich sehr schnell an Bedeutung? Diese Reihe von Fragen ließe sich fortsetzen.

Da aber Charakter und Ergebnisse dieser Studie in ganz außergewöhnlichem Maße von den hier in Anwendung gebrachten Theorien und weniger von den Quellengrundlagen geprägt sind, scheint es mir wichtiger, den hier noch verbliebenen Raum eher zu einigen Hinweisen darauf zu nutzen, dass die Arbeit des Historikers mit Theorien ihre eigenen Probleme, Kosten und Gefahren hat, zumal der Autor diesen nicht ganz entgangen ist, insbesondere auf drei Ebenen:

1. Jeder theoriebasierte analytische Zugriff, zumal aber ein so komplexes Theoriegebäude, wie es von Seelig aufgebaut wurde, zielt letztlich auf restlose Erklärung. Die Kommunikation des ostelbischen Adels wird hier, der Foucaultschen Diskursanalyse gemäß, als ein System aufgefasst, in dem alle Ele-

⁵ Hierzu zählen unter anderem Ludwig Wittgenstein, Martin Heidegger, Alfred Schütz, Michel Foucault, Erving Goffman, John R. Searle, William I. Thomas, George H. Mead, Georg Simmel, Maurice Halbwachs, Max Weber, Benedict Anderson, Pierre Nora, Rainer M. Lepsius, Jan Assmann und Andreas Reckwitz.

mente dieser Kommunikation in ihrer Funktionalität darauf ausgerichtet und zu befragen sind, wie sie zum Aufbau des Systems, hier der neuen kollektiven und personalen Identität dieses Adels beigetragen haben. Die von Seelig in den Text eingeführten adeligen Personen erstarren dadurch zu »Akteuren«, bevor ihr individueller Lebenskontext, ihre prägenden Erfahrungen und ihre orientierenden, möglicherweise auch einander widerstreitenden Motive auch nur annähernd konkretisiert sind. Historische Geschehensabläufe werden so zu »Fällen«, welche die zuvor präsentierten Erklärungshypothesen bestätigen. Und die Anzeichen interner Heterogenisierung, Widerständigkeit, Alternativität und Individualisierung werden entweder übersehen oder aber als Einzelfälle und Ausnahmen, zum Beispiel unter der Rubrik »Konflikte«, gleichsam weggearbeitet.⁶

Michael Seeligs Theorie- und Begriffsgebäude, das der Entschlüsselung der Aussagen seiner Quellen dienen soll, nimmt der Empirie die Luft zum Atmen. Die »Vetogewalt der Quellen« (Reinhart Koselleck) bleibt weitgehend ungenutzt. Geradezu symptomatisch dafür Seeligs Fehlverständnis des in seinem Text hin und wieder auftauchenden Idealtypus Max Webers (S. 43, 285, 343, 482), dessen Methode der »Abstandsmessung« gerade dieser Vetogewalt ihren Raum zu sichern sucht.

2. Ein weiteres Problem tritt auf, wenn, wie in dieser Studie der Fall, der verfügbare Quellenbestand nur begrenzt und unvollständig auf die Beobachtungsfelder »antwortet«, die das hier forschungsleitende Theoriegebäude und deren Begriffe als funktional relevant vorgeben, weil diese für das Gelingen einer Systembildung entscheidend sind, hier für die Bildung einer neuen geschlossenen kollektiven (bzw. personalen) Identität, durch den Einsatz bestimmter »Techniken des Selbst« innerhalb bestimmter Infrastrukturen. Allein schon die wiederholten Klagen des Autors über die ihm derzeit noch fehlenden Quellen und die große Zahl von Fragen, die, wie gezeigt, in der Quellenkritik ungeklärt geblieben sind, wecken begründete Zweifel daran, ob die Quellengrundlagen dieser Studie überhaupt dafür hinreichen, eine den Standards Foucaults angemessene, tief gegründete Diskursanalyse durchzuführen. Arbeitsökonomisch gesehen mag die von Seelig vorgenommene Einschränkung der Orte dieses Diskurses verständlich sein. Im Sinne der foucaultschen Diskurstheorie wäre es aber naheliegend gewesen, eine Reihe weiterer interner Orte und Gesprächssituationen, in den Gesamtfamilien wie im Adel insgesamt, einzubeziehen, die für die hier untersuchte Arbeit an einem »neuen Selbst« ebenso wichtig oder gar wichtiger waren, weil man dort vermutlich auch diejenigen Themen erörterte, die in den unter Harmoniedruck stehenden »offiziösen« Veranstaltungen und Publikationen beschwiegen wurden.⁷

3. Werden, wie in dieser Studie, die Abstände zwischen einem komplexen und hoch abstrakten Theoriemodell einerseits und einem vergleichsweise aussageschwachen Quellenbestand andererseits zu groß, so dass die anspruchsvollen, theoriebasierten Leitfragen aus diesen Quellen – zumindest zum Teil – nicht mehr zu beantworten sind, dann entsteht ein weiteres Darstellungsproblem: Wie beschreibt man Forschungslücken? Oder überschreibt man sie einfach? Auf Letzteres bezieht sich anscheinend der in der Einleitung auftauchende, aber dort kaum geklärte Begriff der »analytischen Beschreibung«. Foucaults analytisches Vokabular sei, so der Verfasser, »hervorragend geeignet«, historische Abläufe »zu beschreiben« (S.384). Also: Theoriesprache als Beschreibungssprache. Was heißt das aber genau?: Beschreibung der aus den Quellen erschlossenen Vorgänge mit der Sprache der Theorie? Bedeutungsaufladung von aus den Quellen erarbeiteten, eher banalen Befunden durch den Plausibilitätsüberschuss der Theoriebegriffe? Oder gar Überwindung von empirisch nicht zu schließenden Lücken durch »erzählte« Theorie?⁸ Die Übergänge sind hier phasenweise fließend, weil vom Verfasser keine Grenzen gezogen werden, so dass manche Textpassagen des Buches für den Historiker grenzwertig werden: Welche Geschichte wird hier eigentlich erzählt? Die vermutlich in vielem offene, vielfältige, widersprüchliche und unstetig verlaufende Geschichte des ostelbischen Adels nach 1945 oder eher die Theo-

⁶ Selbst dort, wo, wie z. B. in der Kleist-Rede, S. 389, im Text eine konkrete Person auftaucht, von der »erzählt« wird, dient auch dies allein dem Ziel, die Hypothesen der Theorie, die Seelig hier auf seinen Gegenstand anwendet, zu bestätigen.

⁷ Solche Gesprächs-Orte wären, jenseits der in der Tat schwer erschließbaren Jagd- und Festgesellschaften, z. B. die Treffen und Veranstaltungen des Johanniterordens oder der Canitzer oder die Reden und Texte von Leitfiguren des ostelbischen Adels wie z. B. Marion Gräfin Dönhoff, Christian Graf von Krockow, Klaus von Bismarck oder Rudolph von Thadden in den Qualitätsmedien oder auf Kirchen-, Vertriebenen- oder »Leute«-Tagen.

⁸ Vgl. hierzu u. a. S. 382–387 und 395–397. Wie leicht bei Seelig die Theorie gegenüber den Quellen den Vorrang gewinnen kann, zeigt sich etwa daran, dass er auf S. 395 darauf verzichtet, die für den Adel zentrale Erzählkultur in seine Studie einzubeziehen, weil Foucault diese im Rahmen seiner Diskurstheorie »als nicht ausgefeilt und reflektiert genug« eingeschätzt hat, oder wenn er den Erinnerungs-Techniken ausschließlichen Vorrang gegenüber den Erinnerungs-Inhalten einräumt (S. 430f.)

rie selbst mit ihren glatt geschliffenen Strukturen und Begriffen, ihren systemisch plausibel gemachten Techniken, Praktiken und verallgemeinerten linearen Prozessen der Selbst-Erzeugung?

In seiner Einleitung (S. 35) formuliert Seelig erstmals sein kulturwissenschaftlich-konstruktivistisches Credo, dass »derjenige adlig sei, der sich selbst dafür hält und der seine Umgebung vom eigenen Adel überzeugen kann«. In der Folge zieht sich dieses Bekenntnis als Zitatenserie Mantra-artig durch das ganze Buch.⁹ An das Ende seiner Reihung stellt er dann, nachdem er diesem Forschungsansatz in seiner »Schlussbetrachtung« noch einmal sechs Seiten (S. 538–541), gewidmet hat, die Worte des symbolischen Interaktionisten George H. Mead: Identitäten bilden sich »immer in Relation zu anderen Identitäten«. In diesen, wie in allen anderen diesbezüglichen, vom Autor eingebrachten Zitaten wird, wie in Foucaults Theorie, den »relevanten anderen« eine zentrale Bedeutung im Prozess der diskursiven kollektiven wie personalen Identitätsbildung zugesprochen. Es spricht nicht für die Stringenz der seeligischen Argumentation, dass er in seinen Credo-Sätzen konsequent einen ganzheitlichen konstruktivistischen Forschungsansatz aufrecht erhält, sich aber in seiner Untersuchung selbst nur auf die Hälfte dieser Theorie beschränkt. Denn die neue »Umgebung« dieses ehemals ostelbischen Adels, dessen »Relation zu anderen Identitäten«, kurz: die Einbeziehung von relevanten anderen, die für die Selbst-Erzeugung dieses Adels gleichermaßen wichtig waren, findet in dieser Studie nicht statt. Nicht einmal die in Westdeutschland altangesessenen Adelsfamilien, deren Verhalten für die Selbstfindung dieses Flüchtlingsadels zweifellos von erheblicher Bedeutung gewesen ist, finden hier Berücksichtigung. Diese Schwächen werden von Seelig zwar anerkannt, wenn er konstatiert, das »Selbstverständnis« dieses Adels allein reiche nicht aus, sondern nur mit »Fremd-Wahrnehmungen« zusammen entstehe das neue Kulturmodell der Adeligkeit (S. 267). Doch nur wenig später werden diese Blicke von außen in einem »Ausblick« (S. 267–270) vom Verfasser mit wenig überzeugenden Argumenten schnellstens wieder aus der Untersuchung verabschiedet. Und zwar wegen des hierzu erforderlichen (und vorliegenden) zu »weiten Spektrums von Quellen« und weil diese von Seelig dazu bisher nur »gelegentlich« eingesehenen Quellen »eine erstaunliche Übereinstimmung zwischen nichtadliger Fremd- und adliger Selbstwahrnehmung aufwiesen. Dies führt ihn zu der, allerdings erst noch »in einer eigenen Studie«, zu überprüfenden Hypothese einer tendenziell gleichgewichtigen, ausgleichenden, harmonisierenden »dialektischen Wechselwirkung« zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmungen des ostelbischen Adels.

Für die »kulturkonservative Trauergemeinde« der 1950er-Jahre, die diesen Adel in der Sicht des Autors bis in die frühen 1960er-Jahre hinein in einer »Diskurskoalition« ein Stück weit restabilisiert habe, mag diese These stimmen. Aber über die Dissonanzerfahrungen des ostelbischen Adels aufgrund teils mehr, teils weniger kritischer Fremdwahrnehmungen und über die Folgen, die deren interne Verarbeitung für ihn und andere hatten, ist das letzte Wort nach dieser Arbeit, die hier jenseits der 68er-Bewegung und der neuen Ostpolitik nur »gelegentliche Ressentiments« zu erkennen vermag, noch nicht gesprochen.¹⁰

Michael Seelig hat die Möglichkeiten, die eine theoriegeleitete historische Adelforschung bietet, in diesem Buch bis an deren Grenzen ausgelotet. Den Gefahren, die ein solcher Zugriff birgt, ist er dabei

⁹ Siehe u. a. S. 28, 34f., 336, 431, 536–538.

¹⁰ Auf ein weiteres, von Seelig ebenfalls leitmotivisch genutztes Mantra kann hier nur hingewiesen werden, da die hierin verborgenen Probleme eine ausführlichere Erörterung verlangen. Es geht um Michael Seeligs forciert vorgetragene Ablehnung des »essentialistisch-dualistischen Denkens« und um Sätze wie: »Jede Substanzialisierung oder Essentialisierung ist aus kulturwissenschaftlicher Perspektive abzulehnen.« (S. 311; s. auch S. 289, 311f., 332–335, 337, 342f., 397f., 431f., 536f. und 564). In den Umkreis dieses Essentialismus-Vorwurfs geraten hier nicht nur Otto Gerhard Oexle, Rudolf Braun und Werner Conze, sondern auch Reinhart Koselleck, Ewald Frie, Michael G. Müller und selbst - wegen seiner Annahme eines »jahrhundertalten«, »traditionellen Erfahrungsschatzes« des Adels - selbst Josef Matzerath. Der konstruktivistische Elan des Verfassers lässt sich hier nicht einmal die abgegriffene Formel entgehen, dass sich der Adel seit jeher »ständig neu erfinden« müsse (S. 334, Anm. 726). Kritisch anzumerken ist an diesem Vorgehen vorläufig und vor allem, dass Seelig die Begriffe Substanz und Essenz ständig synonym verwendet und untereinander auswechselt, wodurch der in der Adelforschung gängige, weitaus flexibler – vor allem im Sinne von nur in der *longue durée* sich wandelnden Orientierungsmustern – gebrauchte Begriff der Substanz faktisch essentialisiert wird. Der Forschung förderlicher wäre es dagegen gewesen, wenn Seelig wenigstens einmal konkret belegt hätte, wer der genannten Kollegen den Begriff Essenz wirklich verwendet und – noch wichtiger – wer ihn überhaupt in dieser kritischen Funktion je in die Adelforschung eingebracht hat.

nicht immer entgangen. Seine Studie ist eine Gratwanderung auf theoretisch durchweg beachtlichem Niveau, gelegentliches Straucheln und Abrutschen eingeschlossen. Sie hat das Forschungsfeld ostelbischer Nachkriegsadel in einer ersten Annäherung vermessen. Eine erste Karte liegt vor, mit Mängeln und vielen weißen Flächen. Die wissenschaftliche Arbeit in diesem Feld hat gerade erst begonnen.

Heinz Reif, Berlin

Zitierempfehlung:

Heinz Reif: Rezension von: Michael Seelig, Alltagsadel. Der ehemalige ostelbische Adel in der Bundesrepublik Deutschland 1945/49–1975 (Adelswelten, Bd. 3), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2015, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81826>> [31.5.2017].